

Zeitschrift: Das Orchester : schweizerische Monatsschrift zur Förderung der Orchester- und Hausmusik = L'orchestre : revue suisse mensuelle pour l'orchestre et la musique de chambre

Herausgeber: Eidgenössischer Orchesterverband

Band: 6 (1939)

Heft: 8

Artikel: Das edelste Instrument [Fortsetzung]

Autor: Day, Clarence

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-955260>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Les 20'000 francs de Paganini permirent à Berlioz de se consacrer enfin à son «Roméo et Juliette, qu'il désespérait de pouvoir écrire. Il composa ensuite la «Symphonie funèbre et triomphale» rappelant les combats de Juillet, parmi les accents d'une marche funèbre, et finissant par l'apothéose de la Liberté.

(à suivre)

Das edelste Instrument *

von Clarence Day

(3. Fortsetzung)

Ich beobachtete sie. Margarete war beim Kuchenbacken. Sie verzog das Gesicht, hob die Arme zum Himmel und liess sie wieder, mit geballten Fäusten, sinken. — «Ich weiss wirklich nicht, war wir tun sollen, Margarete.» — «Armes Kerlchen», flüsterte Margarete. «Er kriegt es nicht raus!»

Das machte mich wütend. Ich war doch kein Dummkopf, ich wollte das nicht auf mir sitzen lassen, dass ich irgend etwas nicht rauskriegte. . . . Nun war ich entschlossen, Sieger zu bleiben. Die Geschichte gibt uns viele Beispiele solch unangebrachter Entschlüsse. Sie sind dunkle Punkte im Leben der Menschen, weil sie viel nutzloses Leid verursachen. Aber ich war wenig bewandert in Geschichte, und was ich davon wusste, sah ich in einem romantischen Licht. Ich hätte nur das Heldentum, nicht seine Nutzlosigkeit — in diesem Falle — erkannt, und jede Heldenrolle, auch die unsinnigste, zog mich an.

Selbstverständlich sah ich in dem Kellerzimmer keinen Schauplatz für Heldentaten — dafür brauchte man ein Schlachtfeld oder dergleichen. Ich sah nur, dass ich mich lächerlich machte, und das verletzte meinen Stolz. Ich hatte es mir durchaus nicht gewünscht, Geigenspielen oder überhaupt Musik zu lernen. Da es nun einmal soweit war, schön, nun würde ich ihnen beweisen, dass ich auch das konnte! Jungen geben sich oft die grösste Mühe, den Leuten zu beweisen, dass sie nicht so lächerlich sind, wie sie ihrer Meinung nach den Leuten vorkommen müssen.

Unterdess hatten mein Violinlehrer und ich entdeckt, dass ich kurzsichtig war. Da die Geige ja nun einmal ein Instrument ist, das vorne heraussteht, konnte ich nicht nah genug ans Notenpult kommen, um die Noten deutlich zu erkennen. Als er und ich diesen Fehler entdeckt hatten, keimte neue Hoffnung in ihm, hier liege die Wurzel alles Uebels. Wenn nur dieser Fehler erst abgestellt sein würde, würde ich noch ganz menschlich spielen lernen.

Doch wagte keiner von uns, mit Vater über diesen Fall zu reden. Wir wussten, es würde schwer halten, ihn von der Fehlerhaftigkeit meiner Augen zu überzeugen — war ich denn nicht sein Sohn und vermutlich nach seinem Bilde gemacht? Auch wussten wir, er würde sofort glauben, wir

*) s. Nr. 3, 4 und 5/1939

machen absichtlich Schwierigkeiten, und der Aerger, den er gezeigt hätte, blieb besser vermieden. So lieb mir der gute Herr M. seine Augengläser, die mir auch leidlich passten. Sie verwandelten freilich das unklare Grau der Noten in eine sonderbare, helle Verzerrung, aber die Hauptsache war doch die grössere Helligkeit — dadurch erkannte ich die Noten besser. Wie gut erinnere ich mich noch dieser kleinen Gläser! Die armen, trüben Dingerchen! Herr M. lieb sie mir nur mit Angst, stets fürchtete er, ich könne sie fallen lassen. Eine Brille hätte mehr Sicherheit geboten, aber, nein, es war ein Kneifer, den ich, so gut ich eben konnte, auf der Nase balancierte. Nahe vor den Augen konnte ich ihn nicht tragen, da war meine Nase noch zu dünn. Auf halbem Wege musste er aufgesetzt werden, wo es genug Fleisch gab, dass er nicht rutschte. Auch musste ich den Kopf weit in den Nacken werfen, denn der Notenständer war ein wenig zu hoch für mich. Manchmal stellte Herr M. mich auch auf einen Schemel, mit der Warnung, ja nicht herunterzufallen. Wenn ich dann endlich stand, wie ich sollte, und er ohne Augengläser so gut wie blind war, prügelte ich mich wieder mit meinen Tonleitern herum.

Das ging so die ganzen langen Wintermonate weiter. An meine Familie verschwendete ich natürlich keinen Gedanken, aber dafür dachte sie um so mehr an mich. Unser Haus wurde von einem Kessel aus mit grossen Heizrohren beheizt, sie gingen durch alle Wände und hatten weite Oeffnungen in jedes Zimmer hinein. Nur zu leicht und zu laut leiteten sie alle Geräusche. So konnte in jedem Teil des Hauses meine Geige gehört werden. Wenn ich übte, konnte niemand arbeiten. Kamen Besucher, gingen sie bald wieder. Mutter konnte dem Baby nicht einmal etwas vorsingen. Wartend sah sie auf die Uhr, bis meine endlose Stunde Tonleitern abgelaufen war, dann kam sie herunter und rief mir zu, es sei hohe Zeit aufzuhören. Sie fand mich heftig fiedelnd, mit schweisstriefender Stirne, mit nassem sträh-nigem Haar und mit Kleidern, die von der Arbeit auch feucht zu werden begannen. Sie fühlte meinen Kragen an, der ganz hinüber war, und sagte, ich müsse auf der Stelle einen neuen umbinden. «O Mutter! Bitte nicht!» Denn jetzt hatte ich es eilig, nach draussen zum Spielen zu kommen. Heute weiss ich, dass es ihr gar nicht um meinen Kragen war, sondern, dass sie ihn nur als Barometer oder Messapparat für meine Poren benutzte. Sie dachte, es würde besser sein, wenn ich mich erst einmal trocken rieb, ehe ich in den Schnee lief.

Es war ein harter Winter für Mutter. Ich glaube, sie hatte auch wegen des Babys Kummer. Zuweilen versuchte sie, mit Vater darüber zu sprechen, aber das war immer verlorene Mühe. Ehern trat er für meine Musikstunden ein.

Schopenhauer zeigt in seinen Regeln für Debattieren, wie man eine schwache Sache gewinnen kann, wenn man tückischerweise ein Argument von seinem richtigen Boden wegnimmt, und es statt dessen von einem be-

langlosen, aber uneinnehmbaren Gesichtspunkt diskutiert. Vater wusste nichts von Schopenhauer und tückisch war er bestimmt auch nicht, aber an einem gewissen natürlichen Talent zum Debattieren fehlte es ihm durchaus nicht. Erstens verfügte er über eine gewaltige Stimme wie Donner, bediente sich ihrer ausgiebigst und liess sie dauernd so stark grollen und rollen, dass sein Gegner davon völlig betäubt wurde. Zweitens hatte er die grosse Gabe, immer der felsenfesten Ueberzeugung zu sein, seine Widersacher seien im Unrecht. Selbst wenn sie in ein oder zwei Punkten über ihn siegt hatten, half ihnen das gar nichts, er verpflanzte das Argument dann auf einen andern Boden, auf dem er und die Wahrheit siegten. Als Mutter ihm sagte, es sei doch sonnenklar, dass ich vollkommen unmusikalisch sei — was antwortete er darauf? Nun, er antwortete darauf, die Geige sei das edelste Instrument, das Menschengestalt erfunden habe. Nachdem er sie mit dieser handfesten Prämisse zum Schweigen gebracht hatte, folgte seiner Behauptung nach daraus, dass jeder Junge über das Vorrecht, auf ihr zu spielen, glücklich sein müsse. Kein Junge dürfe aber erwarten, es sofort darin zur Meisterschaft zu bringen, das erforderte Ausdauer. Seiner Erfahrung nach erforderte alles Ausdauer. Das Motto hiess: Nicht nachlassen!

Er selbst hatte sein ganzes Leben lang, allen Entmutigungen zum Trotz, nie nachgelassen, und dabei wollte er bleiben und ich sollte es ebenso machen. Er sagte, niemand von uns habe auch nur eine Ahnung davon, was er alles durchgemacht habe. Hätte er zu den Leuten gehört, die vor dem ersten Hindernis schlapp gemacht hätten — wo wäre er dann?! Jawohl, ja, wo würde dann wohl seine ganze Familie sein?! Die Antwort auf diese Fragen war augenscheinlich die, dass wir im Elend sitzen, dass wir die Brotrinden aus der Gasse klauben müssten, oder dass wir überhaupt nicht vorhanden sein würden. Wenn Vater keine Ausdauer gehabt hätte, würden wir einfach nicht geboren sein.

Verglich man diese Rücksicht auf Vaters furchtbare Erfahrungen mit meinen kleinen Schwierigkeiten beim Geigenspiel, dann schrumpften die natürlich sehr zusammen. Gehorsam setzte ich mich von Neuem in Gang, das Problem zu meistern. Selbst auf meinen Lehrer schienen diese Reden über Ausdauer einen starken Eindruck zu machen. Obgleich er älter als Vater war, hatte er bestimmt noch nicht so viel Geld wie der verdient, und er beugte sich vor der Erfahrung eines Mannes, der in der Praxis solche Erfahrungen aufzuweisen hatte. Hätte er, Herr M., soviel geleistet, würde er keinem kleinen Jungen Geigenunterricht zu geben brauchen. Hier sass er in der dunklen Höhle, in die Geldmangel ihn gebracht hatte, und verstand darum um so besser, dass er viel weltklüger werden musste. Wenn Vater seinen Finger belehrend hob, lauschte er innbrünstig auf die Worte der Weisheit, wie auf die eines Gottes, der ihn lehren wollte, die Höhen zu erklimmen, auf denen finanzielle Erfolge gepflückt werden. Er musste zu der

Ueberzeugung kommen, dass Ausdauer unbedingt zu grossen Reichtümern führt. So blieb denn unser Kellerzimmer fürs erste noch die Heimstatt einer verlorenen Sache. (Schluss folgt)

Ponctualité

par A. Piguet du Fay

L'exactitude est la politesse des rois. De nombreuses expériences personnelles, ainsi que les plaintes de présidents de sections et un article paru récemment dans l'organe de l'un de nos plus importants orchestres romands permettent de présumer que la ponctualité est malheureusement une vertu inconnue pour un certain nombre de nos sociétaires qui réclameraient bien fort, si on leur disait que leur inexactitude constitue une grande impolitesse envers leurs directeurs et envers leurs collègues. Nous avons eu déjà l'occasion de parler dans d'autres articles des méfaits causés par ces incorrigibles retardataires, mais maintenant, où les vacances sont bientôt terminées et où les répétitions vont reprendre leur cours régulier, il ne semble pas superflu de broder quelques variations sur un thème qui n'a hélas! rien perdu de son actualité.

La ponctualité est en première ligne une question d'ordre et de discipline personnelle. D'ordre parce qu'elle exige de réserver, en temps voulu, à toute occupation, l'espace de temps nécessaire; de discipline parce que l'on doit respecter l'ordre de choses établi. Qu'advierait-il en effet, si dans une usine où travaillent des centaines ou des milliers d'employés, chacun pouvait commencer ou terminer son travail quand bon lui semble. A part le temps matériellement perdu, il, en résulterait un chaos, dont il est facile de se faire une idée. Nous ne parlerons pas du service militaire où les infractions de ce genre sont réprimées avec la plus grande sévérité. Il s'agit simplement de savoir, si l'individu a ou n'a pas la force de volonté et de caractère nécessaires pour s'astreindre à une règle dont il ne peut nier l'importance.

On se plaint dans beaucoup de sociétés que certains membres, ce sont presque toujours les mêmes, compliquent, par leur manque d'exactitude le travail du directeur et de leurs collègues. Le chef d'orchestre est obligé de répéter, à l'intention de ces retardataires, les indications déjà données et il en résulte une perte de temps et un dérangement pour les membres ponctuels. C'est une question d'égard, de tact et de politesse de tenir fidèlement les engagements librement conclus et c'est aussi un réel désavantage pour les intéressés de ne paraître qu'après le commencement de la répétition, car le dérangement causé par leur arrivée tardive leur cause une gêne momentanée, malheureusement oubliée lors de la prochaine répétition, à laquelle ils arrivent de nouveau en retard avec une régularité désespérante. Mais ce n'est pas seulement momentanément que la répétition est